

Liebespaar saß Rücken an Rücken, die Hände ineinander verschränkt, und ließ so den elektrischen Strom von einem Körper in den andern fließen. Das Theater dankt dieser Sitte eine der schönsten Tanzposen.

Es ist nicht wahr, daß die Zensurbehörde die Entfernung der Kußszenen aus den amerikanischen Filmen verlangt hat; so prüde ist die Zensur in Japan gar nicht (man hat vorvergangenes Jahr in Tokio „Frühlings Erwachen“ ungekürzt gespielt, mit Klosettszene und allem, Remarques „Im Westen nichts Neues“ ist dramatisiert, mit nur wenigen unbedeutenden Strichen, im Kaiserlichen Theater gelaufen), aber auf den Kuß in der Öffentlichkeit steht Gefängnis. Eine in Amerika erzogene Japanerin, die, nach Tokio zurückgekehrt, ihren ebenfalls amerikanisch erzogenen Freund auf dem Bahnsteig mit einem herzhaften Kuß begrüßte, wurde vom Fleck weg verhaftet. Die Polizei duldet keine Zärtlichkeiten auf offener Straße. Andererseits will man den Kuß zur japanischen Einrichtung machen. Bisher sagte man auf japanisch dafür immer noch *kissu* (wie man für alle Dinge, die ihren fremden Charakter bewahrt haben, die fremden Ausdrücke beibehalten hat: pan für Brot, pin für Stecknadel, batta für Butter); aber neuerdings kommt eine Neuschöpfung stark nach vorn — *seppun*, das „Kontakt der Lippen“ bedeutet. Und so, wenn auch sonst das Christentum aus mannigfachen Gründen in Japan nicht recht Fuß fassen kann, hat es doch — gewiß unabsichtlich — das erotische Leben des Japaners um ein wichtiges Detail bereichert, denn es steht außer Zweifel, daß der Kuß von den Katholiken, bei denen er ja kultische Handlung ist, eingeführt wurde. Die Japanerin weiß ihnen Dank dafür, sie hat sehr viel Verständnis für *seppun*; und ein Ironiker hat behauptet, daß das Seppuku (Harakiri) neuerdings durch das *Seppun* ersetzt worden sei.

Die Japanerin, die der Erscheinung nach bisher lediglich aus Frisur und Kleid zu bestehen schien, hat mittlerweile auch ihre Beine entdeckt: sie tanzt. Und nicht nur das; sie tanzt gut und leidenschaftlich. Kommt eines der großen Schiffe aus Amerika an, so wird die Bordjazzband an Land geholt und muß im New Grand von Yokohama oder im Imperial von Tokio die neuesten Blues, Waltzes und Tangos spielen. (Auf diese Weise sind die Japaner den Europäern immer um einen Irving Berlin, um anderthalb Donaldson voraus.) Die Konservenmusik der Hylton und Whiteman ist dabei, das alte Lautenspiel, den Balladensänger und das wehende Zirpen der Schamisen zu verdrängen. Jede bessere Tokioterin hat Mittwochs und Sonnabends ihren Tanzklub. Wie die Pilze aus der Erde oder die Eßlokale aus dem Berliner Asphalt schießen in allen Stadtvierteln die Tanzpaläste aus dem Boden; sie sind allerdings fast ausschließlich für den Besuch von Junggesellen eingerichtet. Hier gibt es die Tanzmädchen (beautiful hostesses, sagt das Plakat), kleine Katzen in kniefreien Kleidern oder — das gilt als besonders pikante Note — im heimischen Kimono, die von 2 bis 6 für zehn Sen, von 6 bis 11 für 20 Sen pro Tanz mit einem tanzen. Der Tokioter Volksmund, der ebenso ungewaschen ist wie der Berliner oder der Londoner, nennt die Mädchen Taxitänzerinnen. Es geht ihnen gar nicht schlecht. Die Hübschen unter ihnen tanzen bis zu hundertmal im Tag und bringen es gut und gern auf 200 Yen im Monat — und das ist das doppelte Gehalt eines japanischen Oberlehrers. (Was ich übrigens ganz in der Ordnung finde.)

Die Polizei wacht mit scharfem Auge über die Moral der Taxitänzerinnen.